

Zeitschrift:	Bulletin / Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden = Association Suisse des Enseignant-e-s d'Université
Herausgeber:	Vereinigung der Schweizerischen Hochschuldozierenden
Band:	38 (2012)
Heft:	2-3
Artikel:	Universitäten : Orte zum Nachdenken
Autor:	Lampugnani, Vittorio / Lienemann, Wolfgang
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-893786

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 26.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Universitäten – Orte zum Nachdenken

Interview mit Vittorio Magnago Lampugnani *

Die Fragen stellte Wolfgang Lienemann

Herr Lampugnani, Sie haben seit 1994 an der ETH Zürich die Professur für Geschichte des Städtebaus inne. In Ihrem Buch «Verhaltene Geschwindigkeit. Die Zukunft der telematischen Stadt» (Berlin: Wagenbach 2002) gibt es einen Abschnitt «Echte und falsche Urbanität: Orte zum Nachdenken». Sie zitieren dort einen Abschnitt aus Nietzsches «Fröhlicher Wissenschaft», der überschrieben ist: «Architektur der Erkennenden»: «Es bedarf einmal und wahrscheinlich bald einmal der Einsicht, was vor allem unsern grossen Städten fehlt: stille und weite, weitgedehnte Orte mit hochräumigen langen Hallengängen für schlechtes und allzu sonniges Wetter, wohin kein Geräusch der Wagen und der Ausrufer dringt und wo ein feiner Anstand selbst dem Priester das laute Beten untersagen würde...» (Krit. Studienausgabe 3, 524). Und dann nennen Sie exemplarisch solche «Orte des Nachdenkens» – von der antiken Agora bis zur heutigen Bar. Unter diesen Orten fehlen indes ausgerechnet die Schulen und Hochschulen. Wie ist das zu verstehen?

Vittorio Magnago Lampugnani: In erster Linie als Versäumnis, wobei ich als mildernden Umstand geltend machen möchte, dass es sich im Buch um eine Aufzählung von Beispielen handelt, welche die

Lücke von vornherein in Kauf nimmt. Ein wenig aber auch als Ausdruck meiner Abneigung für das Nahe-liegende: Denn die Schulen und Hochschulen sind die «Orte des Nachdenkens» par excellence. Das leuchtet jedem ein. Dass auch ein Platz oder eine Bar ein Ort des Nachdenkens sein kann, liegt vielleicht weniger auf der Hand.

Sie haben an zahlreichen Universitäten im In- und Ausland studiert, geforscht und gelehrt. Sie waren und sind u.a. auch Mitglied der steering committees mehrerer Novartis-Campi von Basel bis Shanghai. Zwei Fragen dazu: Welches sind für Sie die entscheidenden Kriterien für eine gute, gelungene Universitätsarchitektur? Und: Inwiefern kann und muss man bei dieser Frage zwischen den politischen und kulturellen Voraussetzungen in verschiedenen Ländern unterscheiden?

Eine gute Universitätsarchitektur muss zahlreichen Kriterien entsprechen, weil eine Universität eine komplexe Institution mit komplexen Aufgaben und Anforderungen ist. Neben der Schaffung jener Orte des Nachdenkens, über die wir gerade gesprochen haben, ist in meinen Augen die Förderung einer nicht belanglosen Kommunikation zentral. Deswegen ist für mich die Anlage der University of Virginia in Charlottesville, 1817–1825 von Thomas Jefferson unter Anregungen von Benjamin Latrobe gebaut, beispielhaft. Sie sieht vor, dass Studentinnen und Studenten mit den Professorinnen und Professoren dicht beieinander wohnen, und dass dieses Wohnen wiederum eng verknüpft ist mit dem Forschen, Lehren und Lernen. Auf dem lawn, einem grossen grünen Hof, der sich ursprünglich nach Süden hin frei zur Landschaft öffnete, kommt die gesamte universitäre Gemeinde zwanglos zusammen; die Rotunde mit der Universitätsbibliothek schliesst den Freiraum nach Norden ab, ohne ihn zu beherrschen. Nicht zufällig wird die University of Virginia als akademisches Dorf apostrophiert: wie ein Dorf, ja noch mehr als ein solches ist ihr Baukomplex ein Dispositiv für das Zusammenleben und Miteinanderleben.

Die University of Virginia ist eine zutiefst amerikanische Institution, von einem zutiefst amerikanischen Architekten und später auch Präsidenten geschaffen. Ihre Organisationsform liesse sich jedoch so gut wie unverändert nach Europa oder in andere Kontinente

* ETH Zürich, Institut für Geschichte und Theorie der Architektur, Wolfgang-Pauli-Strasse 15, 8093 Zürich.

E-Mail: vittorio.lampugnani@gta.arch.ethz.ch

Vittorio Magnago Lampugnani, Dr. Ing., seit 1994 ordentlicher Professor für Geschichte des Städtebaus an der ETH Zürich. Studium der Architektur an den Universitäten Rom und Stuttgart; 1973 Diplom; 1977 Promotion an der Universität Stuttgart; 1978 Mitglied der Architektenkammer Baden-Württemberg. 1979 Mitglied des Deutschen Werkbundes. 1983 Dottore in Architettura an der Universität Rom. 1983 Professor an der internationalen Sommerakademie für Bildende Künste in Salzburg; 1984 – 1985 Professor an der Architekturfakultät Graduate School of Design der Harvard University in Cambridge, Mass.; 1985 – 1986 Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin; 1987 Preis des Comité International des Critiques d'Architecture. 1990 – 1994 Universitätsprofessor an der Staatlichen Hochschule für Bildende Künste (Städelschule) in Frankfurt am Main. 1990 – 1996 Herausgeber von «Domus». 1990 – 1995 Direktor des Deutschen Architekturmuseums in Frankfurt am Main. 1991 Mitglied des Bundes Deutscher Architekten. 1995 Mitglied des Bundes Schweizer Architekten. 2000 – 04 Mitglied des Schweizerischen Wissenschafts- und Technologierats, Bern. 1998 – 2001 Vorsteher des Departements für Architektur der ETH Zürich. Zahlreiche Ausstellungen, Vorträge und Gastprofessuren. Seit 1980 eigenes Architekturbüro: erst in Berlin und dann in Mailand.

exportieren. Natürlich sind die zwischenmenschlichen Beziehungen, die eine Universität fördern muss, kulturell bedingt und durch Konventionen geregelt, die überall ein wenig anders sind. Aber ich glaube, die Konstanten überwiegen. Die Agora war eine Erfindung der Griechen, aber nicht deren Prärogativ: Die Römer haben sie nahezu unverändert übernommen, zum Forum umbenannt und anders genutzt. Die meisten grossen Universitätsbauten sind für eine Professorenschaft und eine Studentenschaft entworfen und gebaut worden, die es längst nicht mehr gibt, eignen sich aber hervorragend für ihre neuen Aufgaben – zuweilen besser als die sogenannten modernen Universitätsmaschinen, die nach den sechziger Jahren entstanden sind.

In Ihren Publikationen sprechen Sie erstaunlich oft davon, dass es zu einer guten Architektur gehöre, einen Ort zu schaffen, «in dem Menschen heimisch werden können». Wie würden Sie diese Maxime auf die Aufgaben des Hochschulbaus anwenden?

Heimat ist ein Ort, wo man sich wohl fühlt, wo man sich selbst sein kann, wo man sich persönlich und intellektuell entfaltet, wo man Verantwortung übernimmt. Deswegen muss jede Universität, die ihres Namens würdig ist, ein Stück Heimat sein.

Die Schweiz verfügt über eine grosse, differenzierte Hochschullandschaft. Das gilt auch in architektonischer Hinsicht: Von der ältesten Universität in Basel, in der die grosse europäisch-humanistische Tradition ebenso wie die modernen Lebenswissenschaften präsent sind, über die bürgerlichen Universitäten in Zürich, die die Kirchen überragen, bis zur jüngsten Gründung der Universität Luzern, die 2009 ihr neues Gebäude bezogen hat. Als Architekt-Theoretiker ist Ihnen die Einbettung der Gebäude in gewachsene Stadtstrukturen überaus wichtig. Wie nehmen Sie unter diesem Aspekt die Schweizer Universitätslandschaft wahr?

Ich nehme die Schweizer Universitätslandschaft ausgesprochen positiv wahr; nicht nur, aber auch aus architektonischen Gründen. Die meisten Schweizer Universitäten sind gut in ihre Städte eingebettet, haben sich dort selbstbewusst und bescheiden zugleich eingenistet und tragen damit sowohl zur Identität als auch zum Leben der Stadt bei. Das ist ausgesprochen klug: Als menschliches Kommunikationsdispositiv funktioniert die Stadt wie die Universität, oder, genauer: die Universität wie die Stadt. Zuweilen sind die Grenzen fliessend, vor allem in Kleinstädten: Denken Sie an Oxford oder Cambridge, aber auch an Tübingen oder Perugia. Oder, in der Schweiz, an St. Gallen oder Fribourg.

Wir wollen das Interview nicht zur Architekten-Schelte machen, aber ich frage doch: Welche Planungs- und Bauentscheidungen im Hochschulbereich der Schweiz halten Sie für korrekturbedürftig?

Wie überall gibt es auch in der Schweiz gute und weniger gute Universitätsbauten, aber das ist bis zu einem gewissen Grad belanglos. Zumindest sind Fehler bei einzelnen Bauobjekten mittelfristig korrigierbar. Ungleich problematischer sind städtebauliche Fehler.

Abgesehen von der ETH Zürich und der EPF Lausanne – in Verbindung mit der dortigen Universität in Dorigny – sind die meisten Universitäten in der Schweiz Stadtuniversitäten, keine Campus-Universitäten. Fribourg ist ein interessanter Grenzfall. Doch auch die genannten stellen nicht in derselben Weise einen Campus als gesellschaftlichen Mikro-Kosmos dar, wie dies bei den berühmten Universitäten in etlichen angelsächsischen Ländern und besonders den USA der Fall ist. Würden Sie bitte einmal Gründe Pro und Contra zur Campus-Option skizzieren und daraus Ihre Schlüsse für die Schweiz ziehen?

Der Vorteil eines Campus ist die Schaffung eines geschützten universitären Bereichs unter idealen Bedingungen. Genau das ist aber auch sein Nachteil. Ich glaube, es ist kein Zufall, dass der städtebauliche Typus des Campus in den Vereinigten Staaten von Amerika entstanden ist; also in einem Land, in dem die städtische Kultur wenig entwickelt war und im Grunde immer noch ist. In Europa, aber auch in der islamischen Welt und in Indien sind die alten Universitäten stets in die bestehenden Städte implantiert worden. So besassen sie einen geschützten Bereich, konnten aber von der Stadt profitieren und bereicherten sie zugleich. Für mich ist es ein Paradox, einer europäischen Stadt den Rücken zu kehren und auf der grünen Wiese ein Surrogat dessen zu bauen, von dem man sich abgesetzt hat: ein städtisches Kommunikationsdispositiv. Und das immer wieder vorgeschobene Argument des Platzmangels trägt bei genauerem Hinsehen auch nicht: Die Militär- und Industriebrachen, die unsere Städte aufweisen, eignen sich hervorragend für eine universitäre Nutzung.

Stadtuniversitäten können sich nur entwickeln, wenn sie in einem ständigen Austausch mit der Stadtentwicklung insgesamt stehen. Dazu gehört nicht zuletzt die anspruchsvolle architektonische Aufgabe, vorhandene Bausubstanz – ich denke in Bern an die frühere Schokoladenfabrik Tobler und den derzeitigen Umbau des früheren von Roll-Areals – aufzunehmen, umzugestalten und in neue städtebauliche

Beziehungen zu rücken. Darf ich Sie bitten, ein in Ihren Augen besonders gelungenes Beispiel dafür näher zu charakterisieren?

Nein, dafür gibt es zu viele, und ihre Vorzüge ergeben sich immer aus der Besonderheit des Gebäudes und seiner Situation. Wie sollte man begründen, dass der Umbau des ehemaligen Von Roll-Areals besser ist als das, was in Winterthur geschehen ist? Oder dass das Universitätsareal in der Bovisa in Mailand weniger gelungen ist als jenes im Lingotto in Turin? Doch gerade das ist das Schöne an diesen Beispielen und an dieser Strategie: Sie lassen sich auf den Ort ein und versagen sich der Verallgemeinerung.

Im Vergleich mit den meisten mir bekannten deutschen Universitäten zeichnen sich die neuen ebenso wie die älteren, sorgfältig renovierten Hochschulen in der Schweiz u.a. dadurch aus, dass sie im Innenausbau hohe technische Funktionalität, elegant-sparsame Detail-Gestaltung und – zunehmend – strenge Nachhaltigkeitsforderungen verbinden. Materialien und Möblierung kommen nicht «von der Stange». Was hat Ihrer Meinung nach zu diesen hohen Standards vor allem beigetragen?

Der hohe Baustandard, den Sie zu Recht dem Schweizer Universitätsbau bescheinigen, lässt sich, von wenigen Ausnahmen abgesehen, auf die gesamte Schweizer Architektur ausweiten. Er ist schon per se erfreulich, weil er sich der billigen, verantwortungslosen Wegwerfarchitektur widersetzt, die uns heute allenthalben angedient wird. Noch erfreulicher ist, dass auch Universitäten dieses Privileg zuteil wird. Bei öffentlichen Gebäuden wird gern gespart, weil sich die bescheidenen Zahlen politisch gut machen und die bescheidene Qualität als tugendhafte Genügsamkeit gedeutet wird. Dass derlei Sparsamkeit oft Folgekosten erzwingt, die um ein Vielfaches diejenigen einer vernünftigen Erstinvestition überschreiten, wird kaum thematisiert. Ebenso wenig die Verpflichtung der öffentlichen Hand, ihre Bauten zwar nicht luxuriös oder gar verschwenderisch, aber doch würdig zu gestalten.

Kann es mit der hohen Qualität des Innenausbaus der Hochschulen in der Schweiz zusammenhängen, dass es ausgesprochen wenig Spuren von Vandalismus an und in diesen Gebäuden gibt? Etwa nach dem Erwartungsmuster: Wenn die Gesellschaft ihre Wertschätzung für die Hochschulen in guter Architektur, die ja einiges kostet, ausdrückt, dann will man sich für diese Vorleistung auch dankbar erweisen?

Ja, ich glaube, es ist genauso, wie Sie es erklären. Vor gediegenen, gediegen gehaltenen Räumen hat man Respekt. Auch vor grosser Architektur. In Berlin zer-

schmetterten protestierende Studentinnen und Studenten Tausende von Glasscheiben, nur nicht diejenigen, die das spektakulärste Ziel abgegeben hätten, weil sie überdimensional gross waren: jene der Neuen Nationalgalerie von Ludwig Mies van der Rohe. Es gab nie eine explizite Abmachung, aber der grossartige moderne Bau war tabu. Erst vor ein paar Jahren ist betrüblicherweise auch dieser Zauber gebrochen, und ein paar Randalierer haben sich mutwillig an diesem Meisterwerk vergriffen.

Ich komme zurück auf die Eingangsfrage: «Orte zum Nachdenken». Sie schliessen an diesen Gedanken eine weitere Erwägung an: «Innehalten für die res publica». Ich verstehe das als ein Plädoyer für eine Stadt und damit auch für eine Universität, in der die kritische Reflexion, Mitverantwortung und politische Partizipation im Gemeinwesen ihren genuinen Platz haben oder wieder bekommen. Was könnte in dieser Hinsicht in Zukunft an Schweizer Hochschulen besser werden?

In meinen Augen stehen die Schweizer Hochschulen auch in dieser Hinsicht gut da; sonst würde ich auch nicht hier arbeiten. Aber besser kann und sollte immer etwas werden. Auf die Funktionalität der Hochschulbauten – Funktionalität im weitesten Sinn des Wortes – sollte mehr geachtet werden. Auf ihre Dauerhaftigkeit. Auf ihre Angemessenheit für die Menschen, die darin arbeiten und leben und nicht nur zu kompetenten Fachleuten ausgebildet, sondern zu ebenso kultivierten wie kritischen Bürgern gebildet werden müssen.

Kann Architektur überhaupt die Entwicklung des politischen Bewusstseins und Engagements der Studierenden, der älteren Professorinnen und Professoren genauso wie der Anfangssemester, fördern, wenigstens indirekt?

Nein, das kann sie nicht; das müssen schon die Menschen tun. Aber die Architektur kann den Menschen diese Entwicklung und dieses Engagement erleichtern: indem sie ihnen die Räume bietet, wo das notwendige Nachdenken, die notwendigen Gespräche stattfinden können. Doch wir sollten die Architektur nicht über-, die Menschen nicht unterschätzen. Die Menschen sind erfindungsreich, anpassungsfähig und beharrlich. Sie können auch mit den unglücklichsten Räumen zureckkommen und unter widrigsten Bedingungen Grossartiges hervorbringen.

In dem eingangs genannten Buch schreiben Sie von einer guten Architektur: «Dadurch würde eine schöpferische Kraft frei, welche individuelle Selbstverwirklichung und gemeinsame Produktivität gleichermassen beförderte.» Ist das die Version des

Architekten von der viel beschworenen, aber selten erreichten Einheit von Forschung und Lehre? Können Sie das bitte einmal im Blick auf Ihren Arbeitsort der ETH auf dem Hönggerberg illustrieren?

Ich glaube an die Einheit von Forschung und Lehre, und ich glaube, es ist uns in unserer Architekturschule gelungen, diese zumindest stellenweise umzusetzen. Der Ort war und ist uns dabei bestimmt keine Hilfe: Wir arbeiten abseits von der Stadt, deren Attraktivität wir so viel verdanken, in einem klimatisch schlechten und unkommunikativen Gebäude, das kaum Gelegenheiten der zufälligen Begegnung bietet. Auch die Einrichtungen des sogenannten Campus von Science City sind mangelhaft: Es gibt nicht einen einzigen Ort hier oben, wo man ordentlich essen kann, und die Studentinnen und Studenten müssen (und wollen) anderswo wohnen. Immerhin: Sie haben hier Arbeitsplätze. Dadurch verbringen sie viel Zeit Tür an Tür mit uns. Wenn sie wollen, wenn wir wollen, können wir die Türen öffnen und miteinander sprechen. So entsteht zuweilen ein besserer Austausch als jener, der in der reinen Vorlesung stattfindet, und wir Ältere profitieren von den jungen Leuten mindestens genauso, wie jene von uns. Sie sehen: Auf die Architektur kommt es nur bedingt an.

In diesem Heft zur neueren Hochschularchitektur in der Schweiz findet sich leider kein Beitrag eines Studierenden. Ich hatte dafür ein paar Möglichkeiten erwogen (runder Tisch, Umfrage), aber wieder verworfen. Für Ihr Selbstverständnis als Architekt ist es wichtig die Bedürfnisse derjenigen, für die geplant wird, sorgfältig zu berücksichtigen, aber auch kritisch zu prüfen, damit nicht zufällige Modewünsche dominieren. Was können Sie raten, wenn es um eine demokratische, sachgerechte Partizipation aller Nutzer an Hochschulbauten geht?

Ich rate, allen Nutzern genau zuzuhören, und dann das zu entwerfen, was man auf Grund dessen, was man gehört hat, aber auch auf Grund der eigenen Erfahrung und Sachkompetenz für richtig hält.

Eine letzte Frage: In Ihrer Heimatstadt Rom befindet sich die Universität «La Sapienza», im Jahre 1303 von Papst Bonifatius VIII. gegründet. Im 17. Jahrhundert hat Borromini die wunderbare Kapelle «Sant'Ivo della Sapienza» als ein Kernstück dieser Universität gestaltet. Mit Abschluss des «risorgimento» wurde die Universität 1870 verstaatlicht; unter Mussolini erhielt sie 1935 einen neuen Campus. Viele europäische Universitäten haben Vorläufer und Wurzeln kirchlicher Art. Dagegen protestiert Nietzsche in dem eingangs erwähnten Text: «Die Zeit ist vorbei, wo die

Kirche das Monopol des Nachdenkens besass, wo die «vita contemplativa» immer zuerst «vita religiosa» sein musste.» Aber die rein funktionale Ausbildungsfabrik mit durchgängig verschulterten Curricula ist sicher nicht der von Nietzsche erträumte «Ort des Nachdenkens». Meine Frage, die natürlich viel zu weit ist: Sehen Sie einen (unverzichtbaren?) Zusammenhang von Bildung, Religion und Architektur in der Zukunft?

Viele europäische Universitäten haben kirchliche Wurzeln, und viele wurden in aufgelassenen Klöstern untergebracht: die Universität Leipzig 1409 im Paulinerkloster, die Universität Greifswald 1456 im Dominikanerkloster, die Universität Wittenberg 1509 im Augustinerkloster. Architektonisch ist das kein Zufall: Die Klosterhöfe eigneten sich in geradezu idealer Weise für den Universitätsbetrieb, so dass auch dort, wo Universitäten neu und ohne kirchliche Bindung gegründet wurden, wie etwa in Bologna oder Pavia, der Bautypus weitestgehend übernommen wurde. Auch die islamischen Medresen, die sich seit dem 10. Jahrhundert entwickelten, gruppierten sich in regelmässiger Anlage um einen Innenhof; neben der Moschee stellten sie den grossartigsten Bautyp des Islams dar. Die unterschiedlich grossen Räume, die durch überdachte Gänge verbunden und um Höfe angeordnet waren, förderten gleichermaßen die Kontemplation wie den Dialog, das Lesen wie das Sprechen und das Diskutieren. Ursprüngliches Ziel der Ausbildung war, das darf nicht vergessen werden, weniger die Vorbereitung auf einen besonderen Beruf als die Vermittlung des damaligen Weltbildes und die Schulung des Intellekts. Das hatte die Universität mit den avanciertesten Klöstern gemeinsam. Ich weiss nicht, ob es künftig einen unverzichtbaren Zusammenhang von Bildung, Religion und Architektur geben wird. Aber ich hoffe, dass die Universitäten sich auf ihre ursprüngliche Funktion der intellektuellen Ausbildung besinnen und damit (wieder) Orte des Nachdenkens werden mögen.

Herzlichen Dank für das Interview! ■